Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 2

Artikel: Hölderlin zur Wiederkehr seines hundertsten Todestages
Autor: Enderlin, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759442

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hölderlin

zur Wiederkehr seines hundertsten Todestages

Von Fritz Enderlin

Am 7. Juni 1843 veratmete zu Tübingen, still und halb vergessen, der 73jährige Friedrich Hölderlin nach vierzigjähriger Umnachtung. Heute weiss der deutsche Kulturkreis und mit ihm die deutsche Nation, dass vor 100 Jahren ein grosser deutscher Dichter und vaterländischer Seher entschlafen ist. So still es um Hölderlin vor 100 Jahren gewesen, so laut wird heute, ja überlaut um seines nationalen Gehaltes willen, das dichterische und prophetische Genie Hölderlins gepriesen. Auch die Schweiz darf, Fanfarenstösse der politischen Propaganda überhörend, auf ihre Weise des Dichters dankend gedenken, der von unserm Land und seinen Alpen Herrliches ausgesagt hat. So vollzieht sich in Hauptwil nicht mehr als ein geziemendes Gedächtnisopfer, wenn mit einer schlichten Feier eine Tafel an der Stätte angebracht wird, wo Hölderlin als Hauslehrer vom Januar bis April 1801, drei kurze Monate, gewohnt hat. Wir ehren damit den Genius, der uns, so flüchtig er auf Schweizerboden weilte, sein Gastgeschenk nicht schuldig geblieben ist. Ein Jahr, bevor ihn „Apollon geschlagen", im Gemüt schon schwer angegriffen und bedroht, aber auf der vollen Höhe seiner dichterischen Ausdrucksmacht, erlebte Hölderlin zum zweiten Male die ihn so tief beglückende Alpennähe. Von ihrem ersten Eindruck kündet die Elegie „Kanton Schwyz", die 10 Jahre früher nach einem Ausflug des Tübinger Studenten in die Zentralschweiz entstanden ist. Wie stark der Dichter die Landschaft von Hauptwil in sein schöpferisches Bewusstsein aufgenommen hat, bezeugen eine herrliche Brief- und eine noch herrlichere Versstelle. Der Brief ist an die Schwester gerichtet; die Worte über Hauptwil lauten: „Die grosse Natur in diesen Gegenden erhebt und befriedigt meine Seele wunderbar. Du würdest auch so betroffen wie ich vor diesen glänzenden, ewigen Gebirgen stehn, und wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf dieser Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln. Ich kann nur dastehn wie ein Kind, und staunen und stille mich freuen, wenn ich draussen bin, auf dem nächsten Hügel, und wie vom Aether herab die Höhen alle näher und näher niedersteigen bis in dieses freundliche Tal, das überall an seinen Seiten mit den immergrünen Tannenwäldchen umkränzt und in der Tiefe mit Seen und Bächen durchströmt ist, und da wohne ich, in einem Garten, wo unter meinem Fenster Weiden und Pappeln an einem klaren

Wasser stehn, das mir gar wohl gefällt des Nachts mit seinem Rauschen, wenn alles still ist, und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und sinne."

Die Verse stammen aus dem Gedicht „Heimkunft", in dem er, von der Schweiz zurückkehrend, den heimischen Boden und die Verwandten mit der seherischen Ankündigung des Anbruchs eines neuen, geisterfüllteren Zeitalters begrüsst:

I

„Drin in den Alpen ists noch helle Nacht, und die Wolke,
Freudiges dichtend, sie deckt drinnen das gähnende Tal.
Dahin, dorthin toset und stürzt die scherzende Bergluft,
Schroff durch Tannen herab glänzet und schwindet ein Strahl.
Langsam eilt es und kämpft, das freudigschauernde Chaos,
Jung an Gestalt, doch stark, feiert es liebenden Streit
Unter den Felsen, es gärt und wankt in den ewigen Schranken;
Denn bacchantischer zieht drinnen der Morgen herauf.
Denn es wächst unendlicher dort das Jahr, und die heilgen
Stunden, die Tage, sie sind kühner geordnet, gemischt.
Dennoch merket die Zeit der Gewittervogel, und zwischen
Bergen, hoch in der Luft, weilt er und rufet den Tag.
Jetzt auch wachet und schaut in der Tiefe drinnen das Dörflein,
Furchtlos, Hohem vertraut, unter den Gipfeln hinauf.
Wachstum ahnend, denn schon, wie Blitze, fallen die alten
Wasserquellen, der Grund unter den stürzenden dampft,
Echo tönet umher, und die unermessliche Werkstatt
Reget bei Tag und bei Nacht, Gaben versendend, den Arm.

II

Ruhig glänzen indes die silbernen Höhen darüber,
Voll mit Rosen ist schon droben der leuchtende Schnee.
Und noch höher hinauf wohnt über dem Lichte der reine
Selige Gott, vom Spiel heiliger Strahlen erfreut.
Stille wohnt er allein, und helle erscheinet sein Antlitz,
Der Aetherische scheint Leben zu geben geneigt,
Freude zu schaffen, mit uns, wie oft, wenn, kundig des Masses,
Kundig der Atmenden auch zögernd und schonend der Gott
Wohlgediegenes Glück den Städten und Häusern und milde
Regen, zu öffnen das Land, brütende Wolken, und euch,
Trauteste Lüfte dann, euch, sanfte Frühlinge, sendet,
Und mit langsamer Hand Traurige wieder erfreut,
Wenn er die Zeiten erneut, der Schöpferische, die stillen
Herzen der alternden Menschheit erfrischt und ergreift,
Und hinab in die Tiefe wirkt, und öffnet und aufhellt,
Wie ers liebet, und jetzt wieder ein Leben beginnt,
Anmut blühet, wie einst, und gegenwärtiger Geist kommt,
Und ein freudiger Mut wieder die Fittiche schwellt."

In diesen Versen gibt uns Hölderlin etwas von der Grösse, zugleich aber auch von der Verhülltheit und der Symbolbeladenheit seiner hymnischen Sprache zu kosten. Wer in ihnen ein dichterisch verklärtes Abbild der wirklichen Landschaft um Hauptwil erwartet hatte, musste befremdet fast alle Gegenständlichkeit vermissen. Die reale Landschaft ist völlig verwandelt und als ein blosses Element in eine grosse mythische Schau eingegangen. Nicht von der Landschaft, sondern von dem „seligen, Freude schaffenden Gott", der „stille" über dem „liebenden Streit" des „kämpfenden, freudig schauernden Chaos" thront, muss Hölderlin singen und sagen. Kein Fühlender wird ungerührt bleiben von der Sprachmusik dieser Hölderlinschen Verse; völlig aufgehen kann ihr tieferer Sinn aber nur dem, der schon Anteil genommen hat, am Lebens- und Geisteskampfe, in dem sich Hölderlins Dasein heldenhaft verzehrt hat.

Hölderlins äusserer Lebensgang ist von erschütternder Erfolglosigkeit. 1770 in der schwäbischen Neckarlandschaft geboren, verlebte der Witwensohn naturnahe Knabenjahre, von denen er singt: „Da spielt ich sicher und gut mit den Blumen des Hains, und die Lüftchen des Himmels spielten mit mir." Zum Pfarramt bestimmt, durchlief er die Klosterschulen von Denkendorf und Maulbronn, hernach die Stiftsschule Tübingen, schon früh mit dem Bewusstsein seiner dichterischen Sendung erfüllt, in fruchtbarem Austausch mit seinen genialen Stiftsfreunden Schelling und Hegel. Sein bewundertes Vorbild war Schiller, der Hölderlins Jugenddichtungen freundlich aufnahm und dem jungen Magister eine Stelle als Hauslehrer in der Nähe von Jena bei Frau von Kalb, der Freundin aus der Mannheimerzeit, vermittelte. Es zeigte sich aber, dass Hölderlin auch zum Hauslehrerberuf nicht taugte, nicht nur aus mangelnder Anpassungsfähigkeit, sondern ebenso sehr, weil ihn die Fülle seiner Gesichte, die innere Berufung, völlig in Beschlag nahm. Aber auch der Umgang mit Schiller und mit den Grossen von Jena und Weimar war für Hölderlin mehr Leid und Irrung als Glück und Förderung. Er seufzt darüber: „Die Nähe der wahrhaft grossen Geister und auch die Nähe wahrhaft grosser selbsttätiger, mutiger Herzen schlägt mich nieder und erhebt mich wechselweise." Wiederum war es nicht bloss Lebensschwäche, die ihn unsicher machte, sondern das bedrängende Vorgefühl seiner besonderen Botschaft, die so ganz anders lautete als die der Grossen seiner Zeit. Die zweite Hauslehrerstelle bei Bankier Gontard in Frankfurt wurde ihm zur Erfüllung höchsten Glücks und tiefsten Leids. In der Gattin seines Brotherrn erlebte er die Begegnung mit dem in seiner Seele längst feststehenden Menschheitsideal. Diotima nannte

er die Geliebte, nicht anders als Sokrates, jene mantinëische Seherin, die ihm den Eros gedeutet hatte. In der Liebe zu Susette Gontard fand Hölderlin den eigenen unverwechselbaren Ton in seiner Dichtung. Nach zweieinhalb Jahren kam es zum unvermeidlichen Bruche mit dem Brotherrn. Hölderlin fand eine Zuflucht im nahen Homburg durch Vermittlung seines Freundes, des Hofrats Jsaak von Sinclair, mit dem ihn seit Jena herzliche Zuneigung verband. Sinclairs Teilnahme vermochte den Freund nicht länger als knapp zwei Jahre an Homburg zu fesseln. Das Verhängins, das auf ihn lauerte, trieb Hölderlin fort, von Ort zu Ort. Nach dem gescheiterten Plan der Herausgabe einer Zeitschrift, versuchte der Dichter, eine Existenz in Stuttgart als Privatlehrer zu begründen; aber schon ein halbes Jahr später nimmt er entmutigt wiederum eine Hauslehrerstelle bei der Familie Gonzenbach in Hauptwil an. Von Konstanz brachte ihn am 14. Januar 1801 eine fünfstündige Wanderung nach dem stillen Hauptwil. Am 11. April erhielt Hölderlin unter schonenster Form die Kündigung. Er kehrte über Lindau nach Nürtingen zur Mutter zurück. In ständiger Angst, das Konsistorium werde ihn zur Uebernahme einer Pfarrhelferstelle nötigen, nahm Hölderlin anfangs 1802 nochmals eine Hauslehrerstelle, diesmal in weiter Ferne von der Heimat, in Bordeaux an. Er hielt es wiederum nicht länger als drei Monate aus. Anfangs Juli erschien er nach zweimonatiger Irrfahrt zerrüttet in Nürtingen bei den Seinen. Der so elend Heimgekommene fand einen Brief seines Freundes Sinclair vor, der ihm den Tod Diotimas meldete. Von 1804 bis 1806 nimmt der treue Sinclair den kranken Hölderlin, bei dem lichte und getrübte Zustände wechseln, nach Homburg in seine Obhut. Die Verschlimmerung von Hölderlins Befinden nötigt dessen Ueberführung nach Tübingen, wo er nach einjähriger Internierung der Pflege des Schreinermeisters Zimmer übergeben wurde, dessen Familie den Dahindämmernden bis zu seinem späten Erlöschen liebevoll betreute.

Hölderlins Dasein ist von mehrfacher Tragik überschattet. Seine äussere Lage: die eines unbemittelten, Stellen wechselnden Hauslehrers, der immer wieder auf die wirtschaftliche Hilfe von Mutter und Freunden angewiesen ist; ein Anwärter des Pfarramts, der nichts mehr fürchtet als dieses Amt selbst; Hölderlins innere Lage aber, sein hymnisches Bewusstsein: das eines den Göttern Zugesellten, „im Arm der Götter gross Gewachsenen", „dem reinen, seligen Gott" Verpflichteten:

„Der Höchste, der ists, dem wir geeignet sind,
Dass näher, immerneu besungen,
Ihn die befreundete Brust vernehme."

Welch zerreissende Spannung! Als Hauslehrer im Range eines besseren Dienstboten, jeder Zeit auf Kündigung gestellt, als Dichter aber Mittler zwischen Göttern und Menschen:

„Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
Ihr Dichter! mit entblösstem Haupte zu stehen,
Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigener Hand
Zu fassen und dem Volk ins Lied
Gehüllt die himmlische Gabe zu reichen."

Auf der bürgerlichen Ebene, nach dem Lebenserfolg gesehen: ein Durchgefallener und Fallengelassener; auf der Ebene des Geistigen: ein zum „Gotte der Macht" Erhobener:

„Vieles sprach ich zu ihm, denn was auch Dichtende sinnen
Oder singen, es gilt meistens den Engeln und ihm."

Welcher Gesundheit und Seelenstärke hätte er bedurft, um dem Tantalusschicksal zu entgehen! Hölderlin besass diese Gesundheit nicht. Mit des Dichters Geistesstärke verband sich — und das ist die zweite Tragik in Hölderlins Dasein — eine Lebensschwäche, eine Verwundbarkeit des Gemüts, das von Liebe und Leid tiefer gebeugt als es von der Freude hochgehoben wurde, eine Verstörbarkeit, die aus dem tödlichen Glanz des Göttlichen zuletzt in die Umnachtung flüchten musste.

„Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht
Ihr mich empor; bei Stürmen, am heitern Tag
Fühl ich verzehrend euch im Busen
Wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte".

Die dritte, die geistesgeschichtliche Tragik aber war die, dass Hölderlin sein Urerlebnis einer von göttlichen Kräften durchwalteten Natur behaupten musste gegen die idealistischen Anschauungen Kants, Fichtes und Schillers. Die von ihm so hoch verehrten führenden Grossen der Zeit setzten: der Natur, die Hölderlin alles war, den Geist als den Herrn und Herrscher entgegen. Hölderlin musste sein Erleben aber auch behaupten gegen eine naturferne christliche Dogmatik, die er als massgebend vorfand für das ihm wartende Pfarramt. In der Treue zu seinem Urerlebnis tat Hölderlin einen Schritt hinter das Christentum zurück, dem Anschein nach zur Götterwelt der alten Griechen, in Wirklichkeit zur reinen Naturverehrung, für die ihm die Namen der griechischen Gottheiten die einzig tragfähigen Symbole waren. Dass seine Götter mit denen der Griechen nicht viel mehr als den Namen gemeinsam haben, in ihrem Gehalt aber von der Mythen schaffenden ters Götter stehen in einem wunderlichen Zwischenraum zwischen der antiken Welt und der Welt des Christen-

tums, und es fehlt nicht an Brücken herüber und hinüber. Wie seltsam strömt im Anruf „Vater Helios" Christliches ins Heidnische! — Wenn selbst der „dezidierte Nichtchrist" Goethe dem Christlichen sich immer wenidierte Nichtchrist" Goethe dem Christlichen sich immer weniger entzog, wie hätte das johanneische, zur Allverehrung geneigte Gemüt Hölderlins die Gestalt Christi auf die Dauer ausschliessen können? Er musste ihn in seinen Götterhimmel aufnehmen und ihn zum Bruder des „Herakles" und des „Dionysos" erklären.

„Versöhnender, der du, nimmergeglaubt,
Nun da bist, Freundesgestalt mir
Annimmst, Unsterblicher, aber wohl
Erkenn ich das Hohe
Das mir die Knie beugt,
Und fast wie ein Blinder muss ich
Dich, Himmlischer, fragen, wozu du mir,
Woher du seiest, seliger Friede!
. . . . . .
Darum, o Göttlicher! sei gegenwärtig,
Und schöner, wie sonst, o sei,
Versöhnender! nun versöhnt, dass wir des Abends
Mit den Freunden dich nennen, und singen
Von den Hohen, und neben dir noch andere seien."

Wenn auch dem Dichter-Seher nicht mehr eröffnet wurde, als im vereinenden Gefühl die Spannung zwischen Christlichem und Heidnischem zu überwinden, darf doch wohl ausgesprochen werden, dass hier ein Vorgang sich vollzogen, dessen Bedeutung in Gegenwart und Zukunft hineinreicht. Es gibt eine Frömmigkeit in der Begegnung mit der Natur, die vom christlichen Bewusstsein noch ganz anders angenommen werden darf als bisher, die nicht nur ein schüchternes, sondern jenes vollere Ja verdient, zu dem uns die Schöpfungsgeschichte, Psalmen und Gleichnisse Jesu ermutigen. Der Sündenfall sollte das vorangegangene Schöpfungswort über Natur und Mensch nicht so völlig in alle Zukunft überschatten, als es in der geschichtlichen Entwicklung des Christentums wohl geschehen und damit zum beklagenswerten Abdrängen grosser, geistiger Bewegungen hat führen müssen wie der deutschen Klassik und ihrer Nachfolge.

Die zeitgeschichtliche Tragik Hölderlins bestand darin, dass er sich in einem Aeon götterferner Nachtzeit erfahren musste, dessen Dürftigkeit in so grellem Gegensatz stand zu seinem Lichthunger, seiner eigenen Gotterfülltheit. Und wenn er sich auch ersehen wusste, das Hereinbrechen eines neuen Aeons der Götternähe und des Lichtes zu verkünden, musste er sich

in seiner Zeit doch grenzenlos allein und unverstanden fühlen. In der Maske Hyperions klagt er: „Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossne Lebensblut im Sande zerrinnt?" Und gerade diesem Volk, das er mit zürnender Liebe als „barbarisch" strafte, „durch Fleiss und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tief unfähig jedes göttlichen Gefühls" diesen seinen Deutschen, seinem Germanien, hatte er zu künden:

„Du bist es, auserwählt
Alliebend und ein schweres Glück
Bist du zu tragen stark geworden."

Priesterlich „wehrlos Rat zu geben rings den Königen und den Völkern" wird nach Hölderlin prophetischer Schau Germaniens Sendung sein „und ein freudiges Werk zu sinnen, einem Gebild, das aus Liebe geboren und gut sei."

Aus den leidenvollen Spannungen sind die leidlosen, beglückenden Dichtungen Hölderlins wie Blüte und Frucht aus dunkler Wurzel entstanden. Freilich, zu blosser Bezauberung hat sie ihr Urheber nicht geschaffen. Es sind die Werke und Opfergaben seines Gottes- und Seherdienstes, und ihr Sinn ist, uns in die Gemeinschaft seiner frommen Verehrung zu nehmen. Wir sollen mit ihm das Göttliche der Natur erleben, ihre Lebendigkeit, den Zwist und die Versöhnung der himmlischen Elemente, das Chaos und den „ordnenden Zeus" in Spannung und Zusammengehörigkeit, die Götternähe und Götterferne der verschiedenen Geschichts- und Erdenräume, das Wandern der Genien von Osten nach Westen, das Mittleramt des Dichters, Glück und Leid des gottverpflichteten Menschen.

Kündet der Roman Hyperion die tragische Läuterung einer jugendlichen Feuerseele, die sich unberufen in den Freiheitskampf der Griechen stürzt und darüber Liebe wie Geliebte zerstört — versucht das Tragödienfragment Empedokles den Sturz des Helden in den Aetna als Opfertod des vermessenen Götterlieblings zu deuten — kreisen die Gedichte der Frankfurter- und Homburgerzeit noch vorwiegend um persönliches Schicksal des Dichters: so greifen die späteren Elegien und Hymnen zu den überpersönlichen Themen aus, zum Walten der lebendigen Naturkräfte und des Schicksals, zum göttlichen Geheim-

nis, das in immer gewaltigerer, seherischer Symbolik ins Wort tritt. Freilich, je höher Hölderlins hymnisches Bewusstsein wächst, um so verwölkter, deutungsbedürftiger wird seine Rede. Oft ist ununterscheidbar, was durch das Geheimnis selbst, was durch den beginnenden Wahnsinn verhüllt ist.

Die frühen Reimstrophen schreiten noch im Banne des Schillerschen Taktes. Der eigene Rhythmus bricht in den Gedichten der Diotimazeit durch mit dem Uebergang zu den antiken und freien Metren. Mit dem Wandel seiner Themen wandelt sich auch der Rhythmus. Der zauberische harmonische Fluss des Diotimasängers weitet sich zum breitwallenden Strömen des Natur- und Geschichtsdeuters und endet im stossenden, stürzenden Gang der späten Hymnen des umwölkten Sehers.

Das Bildhafte ist bei Hölderlin nicht aus dem ruhigen Schauen, sondern aus Ergriffenheit geboren und darum fast immer bewegt. Er redet vom wogenden Gebirg, vom Wald, der sich dehnt, von singenden Hainen, von den Eichbäumen, die wie der Adler die Beute mit gewaltigem Arme den Raum ergreifen. Und es ist bezeichnend, dass er sogar in ein Bild der Ruhe das Gegenbild der Bewegung hineinnimmt:

„Vor seiner Hütte ruhig im Schatten sitzt
Der Pflüger; dem Genügsamen raucht sein Herd."

Die Gottergriffenheit erlaubt Hölderlin selten ein Verweilen beim Sichtbaren. Mehr und mehr wird es ihm ein abgekürztes Zeichen für einen Sinngehalt. Er kommt mit verhältnismässig wenigen, aber symbolkräftigen typischen Anschauungselementen aus: Quelle, Strom, Berg, Erde, Meer, Luft und Licht, Wald und Wiesen, Blumen des Hains. Umso packender, wenn plötzlich ein ganz individualisierendes Nachbild von Gesehenem aufleuchtet, wenn er den Bodensee den „Fernhindämmernden" nennt, wenn der Hain „rot ist von Obst", wenn „mit gelben Birnen hänget und voll mit wilden Rosen das Land in den See", „wenn ihn das denket, wie die breiten Gipfel neiget der Ulmwald, über die Mühle im Hofe aber wächset ein Feigenbaum". Weilt Hölderlin einmal im Bilde, wächst es zu wunderbarer Schönheit; so etwa in Menons Klagen um Diotima:

„Aber wir, zufrieden gesellt, wie die friedlichen Schwäne,
Wenn sie ruhen am See oder, auf Wellen gewiegt,
Niedersehen in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln
Und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt."

Am berühmtesten ist wohl jene Nachtlandschaft aus „Brot und Wein":

Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Schattenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und, wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlinging unter den Menschen,
Ueber Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf."

Der Dichter ist nach Hölderlins Anschauung nichts anderes, als was sich der Apostel bezeichnet: ein Haushalter über Geheimnisse der Gottheit. Zu seiner gefahrvollen Bestimmung gehört, dass er wie dieser treu erfunden werde. Man wird Hölderlin höchste Treue zum göttlichen Ruf uneingeschränkt zuerkennen. Seine ungeteilte Hingabe ans Himmlische macht seine Grösse und seine Grenze aus. Sein Seherbewusstsein zum alleinigen Masse für Dichtergrösse zu machen, wird derjenige Verehrer Hölderlins ablehnen, dem die erdgebundenere Schau eines Goethe nicht geringeren Ranges erscheint; freilich wird dieser Verehrer aber auch nicht anstehen, unmittelbar neben die Fülle und Breite eines Goethe die schmale Höhe eines Hölderlins zu stellen, der uns aus seinem Ganymed-Tantalusschicksal heraus die Gesänge hinterlassen, die mit ihren tiefen Seherblicken in kosmisches Walten einzigartig innerhalb der deutschen Literatur sind, die Geist von jenem Geist haben, der „aus Dornen und Drangsal zu den Sternen uns weist."